

1.

Einleitung: Das Revival des ethischen Intuitionismus

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich innerhalb der Moralphilosophie eine Teildisziplin entwickelt, die sich mit metatheoretischen Fragen befasst. In dieser Perspektive steht nicht die Frage im Zentrum, welche moralischen Urteile sich rechtfertigen lassen, sondern ob bzw. wie sich ethische Rechtfertigungsansprüche überhaupt einlösen lassen. Diese Teildisziplin der Moralphilosophie wird als *Metaethik* bezeichnet.¹ Die Metaethik ist also, wie man auch sagen kann, mit »second order questions« befasst, während sich die normative Ethik mit »first order questions« beschäftigt.² Theorieansätze werden dabei daraufhin untersucht, auf welche Weise sie Rechtfertigungsansprüche zu befriedigen versuchen.³ Die Metaethik bemüht sich näherhin darum, Theorietypen anhand von semantischen, ontologischen, epistemischen und motivationalen Annahmen zu klassifizieren und auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen. Ein wesentliches Ergebnis dieser Bemühungen ist, dass mit Hilfe kategorialer Begriffe *Typen ethischer Theorien* unterschieden werden können.⁴

Einen Theorietyp dieser Art stellt der *ethische Intuitionismus* dar, wobei zwischen einem *engeren* und einem *weiteren* Verständnis von Intuitionismus unterschieden werden muss. Legt man ein *engeres Verständnis* zugrunde, dann besteht das spezifische Charakteristikum dieses Theorietyps – vereinfachend und lediglich in erster Näherung – in der *epistemologischen These*, dass

¹ Vgl. Frankena (1951, 44).

² Vgl. Mackie (1977, 9, 15–25).

³ Vgl. Darwall/Gibbard/Railton (1992, 125–126).

⁴ Einen kurzen, aber überaus informativen Abriss der Entwicklung der Metaethik – ausgehend von George Edward Moores *Principia Ethica* (1903) über die Hochzeiten des Nonkognitivismus in den 1930er und 40er Jahren, das maßgeblich durch John Rawls beeinflusste Wiedererstarben der normativen Ethik zu Beginn der 1970er Jahre, die danach einsetzende Diversifizierung der Debatte bis hin zum Revival der Metaethik seit den späten 1970er Jahren, vor allem aber den 1980er und 90er Jahren – geben Darwall/Gibbard/Railton (1992, 115–125). In der deutschsprachigen moralphilosophischen Debatte hat die Metaethik lange Zeit keine besondere Rolle gespielt. Und auch wenn sie heute sicher nicht mehr als »fremd« angesehen wird und auch nicht grundsätzlich in einem »schlechten philosophischen Ruf« steht – wie Monika Hofmann-Riedinger im Jahr 1992 noch konstatiert hat –, hat sie nach wie vor nicht annähernd den Stellenwert, der ihr im angelsächsischen Raum zukommt; vgl. Hofmann-Riedinger (1992, 55).

sich ethische Rechtfertigungsansprüche nicht *inferentiell* einlösen lassen, sondern dass sie zumindest in letzter Instanz nur durch Rekurs auf ›moralische Tatsachen‹ – wobei dieser Begriff hier zunächst in einem weitest möglichen Sinne zu verstehen ist, d. h. ohne irgendwelche ontologischen Festlegungen – zu einem Ende gebracht werden können, die *intuitiv* erfasst werden.⁵ Dabei variiert die Bedeutung, die inferentiellen Begründungsmethoden eingeräumt wird. Einigkeit besteht jedenfalls darüber, dass solche Begründungsmethoden grundsätzlich nicht als ausreichend angesehen werden. Weitgehende Einigkeit besteht des Weiteren darüber, dass die intuitiv erfassten moralischen Tatsachen den besonderen epistemischen Status der Selbstvidenz haben und sie damit ein Fundament für moralische Urteile bilden.⁶ Selbstvidenz kann dabei im Sinne von ›a priori‹ verstanden werden.⁷ Der Intuitionismus ist insofern eine Spielart des ›*foundationalism*‹.⁸ Einem *weiteren Verständnis* zufolge beinhaltet der ethische Intuitionismus neben der epistemologischen auch noch eine *ontologische These*, nämlich dass es sich bei den Tatsachen, die intuitiv erfasst werden, um *Tatsachen sui generis* handelt, die nicht vom Menschen ›gemacht‹, sondern ›vorgefunden‹ werden und die zudem nicht vollständig mit Hilfe eines reduktionistischen Verfahrens auf empirische Tatsachen zurückgeführt werden können.⁹ Dieser Auffassung nach handelt es sich also auch um eine Variante des *nicht-natürlichen Realismus* (›non-natural realism‹). Schließlich wird mit dem Intuitionismus häufig noch die *zusätzliche These* verbunden, dass es eine *irreduzible Pluralität* von moralischen Prinzipien oder Werten gibt, es sich also um eine Spielart des *ethischen Pluralismus* handelt.

⁵ Es gibt zahlreiche andere, zum Teil sehr unpräzise Definitionen des ethischen Intuitionismus. So schreibt Donald Hudson beispielsweise in seiner kurzen Einführung in den ethischen Intuitionismus des 18. Jahrhunderts, dass das charakteristische Merkmal dieser Position die Annahme einer »immediate awareness of moral values« beim Menschen sei; vgl. Hudson (1967, 1). Solche Beschreibungen haben sicher Missverständnissen mit Blick auf den ethischen Intuitionismus als ethischem Theorietyp Vorschub geleistet.

⁶ Genau genommen können nicht moralische Tatsachen selbstvident sein, sondern nur Propositionen. Die Rede von ›selbstvidenten‹ moralischen Tatsachen, Prinzipien oder dergleichen ist etwas unpräzise, aber durchaus gebräuchlich.

⁷ Vgl. Stratton-Lake »For a proposition to be self-evident is for it to be knowable on the basis of an understanding of it. So understood, there is no difference between a proposition's being self-evident and it being knowable a priori.« (Stratton-Lake (2002b, 18)).

⁸ Die gelegentlich anzutreffende deutsche Übersetzung ›Fundamentalismus‹ ist wenig glücklich. Im Folgenden wird daher durchgehend der englische Begriff ›*foundationalism*‹ verwendet. Zum ›*foundationalism*‹, speziell in der Ethik vgl. Timmons (1987).

⁹ Die eher naive Rede von ›gemachten‹ und ›vorgefundenen‹ Tatsachen wird im weiteren Verlauf präzisiert; vgl. unten Abschnitt 3.2.2.

Wie unübersichtlich die Lage tatsächlich ist, wird deutlich, wenn man einschlägige Handbuch- bzw. Lexikonartikel zum Begriff ›Intuitionismus‹ auswertet: David McNaughton kennzeichnet den Intuitionismus als deontologische, pluralistische Theorie, die sich dadurch auszeichnet, dass sie in epistemologischer Hinsicht den begründungstheoretischen Gedanken selbst-evidenter Pflichten ins Zentrum rückt und sich insofern von anderen deontologischen Theorien unterscheidet.¹⁰ Walter Sinnott-Armstrong hingegen betont, dass die epistemologische These nicht-inferentiellen moralischen Wissens das alleinige Merkmal des Intuitionismus sei. Pluralismus und nicht-naturalistischer Realismus seien hingegen nicht notwendig mit dem Intuitionismus verbunden.¹¹ Jonathan Dancy weist auf eine historische Entwicklung hin: Zwischen den 1860er und 1920er Jahren sei ›Intuitionismus‹ schlicht ein anderer Name für ›Pluralismus‹ gewesen.¹² Dies habe sich dann aber geändert und nun werde der Begriff für eine epistemologische Position verwendet. Philip Stratton-Lake versucht Klarheit zu schaffen, indem er eine terminologische Differenzierung vornimmt: Er nennt die pluralistische Variante »methodological intuitionism«, während er das engere, auf epistemologische Aspekte beschränkte Verständnis von Intuitionismus als »epistemological intuitionism« bezeichnet.¹³ Die vor allem vor Henry Sidgwick gebräuchliche Verbindung von Intuitionismus und Pluralismus hat John Rawls wiederbelebt. Er kennzeichnet in *A Theory of Justice* den Pluralismus nämlich als eigentliches Merkmal des Intuitionismus, räumt indes ein, dass es sich dabei um eine allgemeinere Redeweise als üblich handele.¹⁴ Robert Audi hingegen vertritt die Auffassung, dass das, was Moralphilosophen heute zumeist vor

¹⁰ Vgl. McNaughton (2000, 269–270). An anderer Stelle verneint McNaughton sogar, dass der Intuitionismus durch eine »distinctive epistemology« von rivalisierenden Theorien unterschieden sei. Bezugnehmend auf James Urmson macht er geltend, der Intuitionismus – wobei er näherliegenderweise nur Prichard und Ross als Repräsentanten nennt – sei durch einen Pluralismus charakterisiert; vgl. McNaughton (2002, 76); dazu Urmson (1974/75, 111–112).

¹¹ Vgl. Sinnott-Armstrong (1992, 628).

¹² Vgl. Dancy (1993, 411); so auch Williams (1993, 101). Vgl. auch die kurzen »Historical Remarks«, in denen Urmson berichtet, dass im Umfeld von Prichard der ethische Intuitionismus als Theorietyp verstanden worden sei, der sowohl dem Utilitarismus als auch dem Kantianismus entgegen stehe und nicht etwa dem Emotivismus oder dem Präskriptivismus oder gar dem Relativismus. Im Zentrum des Intuitionismus steht diesem Verständnis nach also ein normativer Pluralismus und nicht eine spezifische Moralepistemologie; vgl. Urmson (1974/75, 111–112).

¹³ Vgl. Stratton-Lake (2002a, xii – xiii); Stratton-Lake (2002b, 2). Die Unterscheidung zwischen »methodologischem« und »epistemologischem« Intuitionismus geht auf Bernard Williams zurück, der in einem Beitrag das Verhältnis beider Varianten analysiert hat; vgl. Williams (1995).

¹⁴ Vgl. Rawls (1999, 30); anders dagegen die Charakterisierung in Rawls (1980, 557).

Augen hätten, wenn sie von ›Intuitionismus‹ sprächen, ein Theorietyp sei, der drei Haupteigenschaften aufweise, nämlich erstens einen Pluralismus – Rawls liegt demnach entweder falsch oder, was wohl zutreffender ist, er hat mit seiner Auffassung prägenden Einfluss gehabt¹⁵ –, zweitens eine spezifische Auffassung von Abhängigkeit zwischen natürlichen und moralischen Tatsachen und drittens einen intuitiven Zugang zu moralischen Tatsachen. Anders gewendet zeichnet sich der Intuitionismus demnach also durch eine *strukturell-logische*, durch eine *ontologische* und durch eine *epistemologische* These aus.¹⁶ Ein nicht-natürlicher Realismus sei – wie Audi explizit betont – durch diese drei Eigenschaften nicht impliziert. Auch sei der Intuitionismus nicht – wie Kritiker gelegentlich unterstellten – zu der starken These verpflichtet, dass die Intuition als rationales Vermögen unanfechtbares Wissen von selbstevidenten Wahrheiten liefere. Zentral für den Intuitionismus sei vielmehr nur die schwächere These, dass Intuition eine Verstandesleistung darstelle und ›Verstand‹ schlicht diejenige mentale Fähigkeit bezeichne, die entscheidend für das Verstehen logischer und mathematischer Wahrheiten sei, eine Fähigkeit also, die sich wesentlich von sinnlicher Wahrnehmung und anderen möglichen Zugängen zu nicht-inferentiellem Wissen unterscheide.¹⁷ Im Übrigen macht Audi William David Ross dafür verantwortlich, dass mit dem Begriff ›Intuitionismus‹ nicht nur eine (enger oder weiter gefasste) metaethische Theorie bezeichnet wird, sondern auch eine umfassende ethische Konzeption angesprochen wird, die zusätzlich spezifisch *normative Inhalte* umfasst.¹⁸

Ethische Theorien, die unter dem weiten Begriff des ethischen Intuitionismus zusammengefasst werden, weisen eine Reihe von theoretischen Vorzügen auf, die sie zumindest auf den ersten Blick attraktiv erscheinen lassen: Ein

¹⁵ Vgl. Williams (1995, 182).

¹⁶ Vgl. Audi (2004, 21). Später formuliert er insgesamt vier Bedingungen, die ein Intuitionismus seiner Meinung nach erfüllen muss; vgl. Audi (2004, 33–36); siehe dazu ausführlich unten Abschnitt 4.2.4 sowie 5.4. Neuerdings spricht Audi auch von »generic intuitionism« als metaethischem Konzept in Abgrenzung zu »an intuitionism«, als konkreter Theorie, die ein bestimmtes Set grundlegender moralischer Regeln enthält, die direkt auf alltägliche Situationen anwendbar sind; vgl. Audi (2008, 476).

¹⁷ »Reason is often conceived as a rational, intuitive ›faculty‹, but it is not confined to apprehension of self-evident truths. It may be better understood in language that is relatively neutral psychologically: as the mental capacity crucial for understanding logical and mathematical truths, a capacity viewed as differing in crucial ways from sense perception and other possible routes to non-inferential knowledge or justification. A number of writers, particularly critics of intuitionism, take it to imply the stronger thesis that the intuitive faculty in question yields indefeasible knowledge of self-evident moral truths.« (Audi (2004, 22)).

¹⁸ Vgl. Audi (2004, 20).

erster Vorzug besteht darin, dass der ethische Intuitionismus ethische Rechtfertigungsansprüche als grundsätzlich einlösbar ausweist. Der Intuitionismus ist damit eine *anti-skeptische Position* und untermauert somit die im Alltagsverstand tiefverwurzelte Vorstellung, dass moralische Urteile begründungsfähig sind und nicht lediglich (nicht-wahrheitsfähige) Pro-Einstellungen oder etwas Ähnliches darstellen. Ein *zweiter Vorzug* des Intuitionismus besteht darin, dass davon ausgegangen wird, dass die Rechtfertigung moralischer Urteile in einer objektiven Weise erfolgen kann und (weitgehend) unabhängig von den jeweils urteilenden Personen ist. Er erweist sich damit als eine *anti-subjektivistische* und *anti-relativistische Position*, was ebenfalls dem verbreiteten Verständnis entspricht, dass zumindest einigen moralischen Urteilen universelle Geltung zukommt. Damit eng verbunden geht der Intuitionismus – und das ist ein *dritter Vorzug* – davon aus, dass die Welt eine normative Struktur aufweist, die – wie natürliche Strukturen – in der Welt vorgefunden wird. Er erweist sich damit als *anti-konstruktivistische* (oder zumindest als *anti-anti-realistische*) Position und ist damit nicht den relativistischen Bedenken ausgesetzt, die diese Ansätze dadurch auf sich ziehen, dass sie Moral mit kontingenten Willensakten, prudentiellen Erwägungen, gesellschaftlichem Konsens oder gar mit bloßer Macht identifizieren. Ein *vierter Vorzug* des Intuitionismus kann schließlich darin gesehen werden, dass moralische Tatsachen als Tatsachen eigener Art angesehen werden. Der Intuitionismus ist damit eine *anti-reduktionistische Position*, die nicht mit den schwerwiegenden Einwänden konfrontiert ist, die gegen reduktionistische Positionen traditionell erhoben werden. Speziell vermag er es, der »autonomy of morals« angemessen Rechnung zu tragen.¹⁹ Insgesamt gelingt es dem ethischen Intuitionismus damit ausgesprochen gut, eine verbreitete lebensweltlich-prä-reflexive Moralauffassung in zentralen Aspekten zu rekonstruieren.²⁰

¹⁹ Zu dieser Formulierung vgl. Nowell-Smith (1954, 36).

²⁰ Vgl. Stratton-Lake (2002b, 1). In einer ähnlichen Weise stellt David Brink fest, der moralische Realismus sei diejenige metaethische Position, die die meisten Menschen zunächst vertreten. Die Überzeugung, dass die »commitments« des Realisten – gleichsam die »theoretischen Kosten« – zu groß seien, führe dazu, sich dem Antirealismus anzuschließen. Brink hingegen meint, man solle den Realismus zum Ausgangspunkt für Überlegung in der Ethik machen und ihn nur aufgeben, wenn sich tatsächlich herausstelle, dass er mit inakzeptablen epistemologischen und metaphysischen Annahmen verbunden sei; vgl. Brink (1989, 23–25). Er schiebt damit die Beweislast auf den Antirealismus; vgl. Brink (1989, 36). Eine Passage, die sich ähnlich deuten lässt, findet sich auch bei Ross: »I would maintain, in fact, that what we are apt to describe as »what we think« about moral questions contains a considerable amount that we do not think but know, and that this forms the standard by reference to which the truth of any moral theory has to be tested, instead of having itself to be tested by reference to any theory.« (Ross (1930, 40)). Ein solcher Zug, der die Beweislast der Gegenposition zuschiebt, ist generell nicht unproblematisch. Ein Gegner muss die Zuweisung einer argumentativen Bringschuld nämlich